

Schein und Sein.

Roman
von
Friedrich Zimmermann.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Kommerzienrath blieb mit Ida allein im Zimmer zurück.

„Fühlst Du Dich auch vollkommen wohl, Kind?" fragte er, sich neben ihr niedersetzend.

„O, vollkommen, lieber Vater, ein bischen angegriffen, aber so wohl — so wohl, wie seit Monaten nicht."

„Sage mir einmal, wie kam Fräulein Boroni in Dein Zimmer und was ist zwischen Euch Beiden vorgegangen? Ich habe mit dem Doktor Weller über die Beschuldigungen gesprochen, die Robert gegen ihn erhoben, und aus seinem eigenen Munde erfahren, in welcher unangenehmen Lage er sich jener Dame gegenüber befand. Sein Verhalten in dieser Angelegenheit ist ein tadelloses."

„Ich weiß es ja," nickte Ida, und ein strahlendes Lächeln verklärte ihr Antlitz.

„Gut, gut, auch mich freut es, daß sich dieser bedauerliche Irrthum aufgeklärt hat. Nur ein anderer Umstand ist mir noch nicht ganz zweifellos. Willst Du Dich mir nicht anvertrauen, Ida? Du hörst ja, daß ich von des Doktors Seite in Alles eingeweiht bin."

Ida barg ihr Haupt an des Vaters Brust und schwieg.

„Was soll ich Dir denn sagen?" flüsterte sie dann.

„Was wollte jene Dame von Dir?"

„Sie drohte, mich zu tödten, wenn ich ihr nicht schwören würde, daß — daß — — und sie hat doch gar kein Recht auf den Doktor Weller!"

„Liebst Du den Doktor Weller?"

„Ja, Papa, von ganzem Herzen. Nicht wahr, Du bist mir nicht böse darüber, ich kann ja nicht anders."

„Nein, mein Kind, rege Dich nur nicht auf," sagte der Kommerzienrath, ihr die Wange streichelnd. „Es ist hübsch von Dir, daß Du mir gleich die Wahrheit gesagt hast. Jetzt thue, wie die Mutter wünscht, lege Dich zu Bett und laß für das Weitere mich sorgen."

„Liebster, bester Papa," bat sie, „laß mich hier, ich fände ja doch keine Sekunde Ruhe. Ich fühle mich jetzt auch wieder kräftig genug, nur die Ueberraschung hat mich auf kurze Zeit überwältigt. Wolltest Du mich aber zwingen, still zu liegen, da würde ich vor Aufregung ganz gewiß krank werden."

„Nun meinetwegen, so bleibe hier bei mir sitzen, doch nur unter der Bedingung, daß Du mir Alles haarklein erzählst, was zwischen Dir und dem Doktor vorgegangen. Ehe ich das nicht weiß, kann ich nichts für Dich thun; nachher, da wollen wir überlegen, was wir eigentlich mit Dir anfangen, ob wir Dich wieder in die Pension verbannen sollen, oder — na, nur erst heraus mit den Geheimnissen."

Ida blickte einen Augenblick fragend in des Kommerzienraths lächelndes Gesicht, dann fiel sie ihm um den Hals.

„Du bist so gut, Papa, so gut!" Und dann legte sie ihren Mund an sein Ohr und beichtete unter häufigem Stocken und Erröthen, was seit jener Brockenfahrt bis heute geschehen und was ihr junges Herz belastete.

Da fuhr ein Wagen langsam vor dem Hause des Kommerzienraths vor, unbeachtet von Beiden. Wenige Minuten später kam der Diener mit verstörter Miene in's Zimmer.

„Herr Kommerzienrath," stotterte er, „ein fremder Herr wünscht Sie dringend zu sprechen, er ist im Salon," und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er wieder davon, die Treppe hinab.

„Was hat denn der Franz? Das ist ja ein merkwürdiges Benehmen," sagte der Kommerzienrath kopfschüttelnd. „Geh' zur Mutter und Jane, Kind, wer weiß, wie lange mich der Besucher aufhält. Und daß Du mir nicht etwa plauderst, hörst Du, was wir miteinander besprochen haben, bleibt vorläufig unter uns, sonst ziehe ich meine



K. F. Stumm. (S. 243)

Hand von Dir ab!" Er drohte lächelnd mit dem Finger und ging. Im Salon trat ihm ein fremder Herr in Civil entgegen, dessen straffe Haltung indessen den Militär verrieth.

„Mit wem habe ich die Ehre?" fragte der Kommerzienrath.

„Mein Name ist v. Redern, Stabsarzt. Es thut mir leid, Herr Kommerzienrath, der Ueberbringer einer äußerst traurigen Nachricht sein zu müssen. Heute Morgen hat ein Duell zwischen Ihrem Herrn Sohn und Herrn v. Kaltwitz stattgefunden, das leider für Ersteren einen ungünstigen Ausgang genommen. Ihr Herr Sohn ist schwer verwundet worden. Schuß in die Brust, zwar nicht absolut tödtlich, aber äußerst bedenklich."

„Sagen Sie mir die Wahrheit," sagte der Kommerzienrath, der sehr bleich geworden war und sich schwer auf die Lehne des ihm zunächststehenden Sessels stützte, „mein Sohn ist todt!"

„Ich bin so glücklich, verneinen zu können. Er lebt und verlangte durchaus nach Hause transportirt zu werden. Die Diener haben ihn bereits in sein Zimmer geschafft."

„So lassen Sie mich zu ihm, Herr Stabsarzt."

„Ich begleite Sie; bis zur Ankunft meines Collegen vom Civil werde ich bei dem Verwundeten bleiben."

Beide begaben sich hinunter in Robert's Wohnung. Der Verwundete lag in tiefer Bewußtlosigkeit, die ihn während der Fahrt nach Hause überfallen, auf seinem Bette ausgestreckt, die Augen waren geschlossen, das Antlitz bleich und eingefallen, nur die durchschossene Brust hob sich mühsam und röchelnd. Einen Moment übermannte den Kommerzienrath der Schmerz beim Anblick des sterbenden Sohnes, er schlug die Hände vor das Gesicht, während ein qualvoller Laut seinen Lippen entschlüpfte, dann aber gewann er seine Fassung wieder. Er half dem Arzte, den Verwundeten entkleiden, und setzte sich, die blutleere Hand desselben in der seinigen haltend, am Bette nieder.

Eine Viertelstunde verfloß in düsterem Schweigen, während welcher der Kommerzienrath jede Minute auf dem Zifferblatt der ihm gegenüber hängenden Regulatoruhr zählte. Die Diener waren nach den Aerzten ausgesandt.

„Wird er nicht mehr erwachen?" fragte der Kommerzienrath endlich.

Der Stabsarzt zuckte die Achseln.

„Das kann ich nicht vorherbestimmen."

„Und ist gar keine Hoffnung, sein Leben zu retten?"

„Das kommt darauf an, ob die Kugel zu entfernen ist oder nicht. Sehr komplizirte Schußwunde; die Kugel ist unter dem rechten Schulterblatt sitzen geblieben."

Ein bitteres Lächeln zuckte um des Kommerzienraths Mund.

„Und der Herr v. Kaltwitz, sein Freund, hat die mörderische Kugel abgeschossen," murmelte er. „Das, das ist das Ende der hochfliegenden Hoffnungen, das die Frucht des noblen, hocharistokratischen Umgangs. O, mein armer, verblendeter Sohn muß schwer für seine Thorheit büßen."

Fritz langte gleichzeitig mit dem Medicinalrath Burgstaller an; der Stabsarzt begab sich mit Beiden in das Vorzimmer, wo eine kurze Konferenz stattfand. Dann empfahl sich der Stabsarzt höflich.

Eine halbe Stunde später hatte Fritz im Verein mit dem Medicinalrath dem Verwundeten anstatt des Nothverbandes einen regelrechten Verband angelegt, es war Alles, was sich thun ließ; der Medicinalrath gestand auf Anfrage des Kommerzienraths offen, daß wenig Hoffnung vorhanden sei, da die Kugel die Lunge vollständig durchbohrt, wichtige Blutgefäße zerrissen hatte und jetzt im Schulterblatt festsaß, von wo sie nicht zu entfernen war. Dann ging der Medicinalrath ebenfalls, nur Fritz blieb bei dem gebeugten Vater zurück, der noch immer regungslos am Lager seines Sohnes saß und mit heißem Auge die verfallenen, blassen Züge desselben betrachtete. Fritz drückte ihm stumm die Hand und nahm ihm gegenüber Platz. So verfloß eine längere Zeit.

„Wollen Sie nicht hinaufgehen, Herr Kommerzienrath, und die Ihrigen auf das traurige Ereigniß vorbereiten?" fragte Fritz.

Der Kommerzienrath schüttelte den Kopf.

„Ihr Jammer würde mir das Herz noch mehr zerreißen. Ich habe den Dienern auf das Strengste befohlen, oben kein Wort von dem Vorgefallenen zu äußern. Mein Hannchen und Ida erfahren diese Nachricht noch früh genug, ich könnte sie nicht abhalten, hereinzudringen, und das würde den Zustand Robert's nur verschlimmern, wenn — wenn er überhaupt noch einmal zur Besinnung kommt." Bei den letzten Worten brach die Stimme des Kommerzienraths, und Fritz, selbst zu erschüttert, um sprechen zu können, und wissend, wie matt und unwirksam jedes Trosteswort sein mußte, schwieg ebenfalls. Da regte sich der Verwundete, ein leichtes Zucken im Gesicht verkündete das Wiedererwachen der Lebensgeister und dann öffneten sich langsam seine Lider. Sein erster Blick fiel auf Fritz, glitt dann seitwärts und blieb auf dem Gesicht des Vaters haften. Seine Augen schienen sich zu vergrößern, flüsternd bewegten sich seine Lippen, doch kein Laut wurde hörbar. Der Kommerzienrath beugte sich über ihn herab, ohne ihn zu verstehen.

In des Sterbenden Zügen malte sich eine quälende Angst, er machte trotz des Doktors Warnungen heftige Anstrengungen, zu sprechen.

„Die — Hypotheken!" rang es sich endlich von seinen Lippen.

„Welche Hypotheken? Was meinst Du, Robert, ich verstehe Dich nicht?" fragte der Kommerzienrath.

Mit krampfhaftem Griff faßte Robert plötzlich des Vaters Arm und richtete sich halb auf.

„Verzeihung, Vater," stammelte er, „rette — unsere Ehre — die Hypotheken auf Reinstein — unter den Geheimpapieren findest Du — verzeih — verzeih —" Ein Blutstrom entquoll seinem Munde, der Brust entrang sich ein dumpfes Röcheln, schwer fiel er in den Arm des Vaters zurück, sein Haupt neigte sich zur Seite. Fritz beugte sich über ihn und schaute ihm in die gebrochenen Augen, dann fuhr er sanft mit der Hand darüber hin.

Der Kommerzienrath, der Fritz in stummer Angst beobachtet hatte, las ihm die Todesbotschaft vom Gesichte ab.

„Es war mein einziger Sohn," murmelten seine bebenden Lippen, während Thränen über seine Wangen herabrollten, „mein Einziger," und wie gebrochen sank er am Lager des Todten nieder.

22.

Wenn die Winterstürme den milden Strahlen der Frühlingssonne weichen, wenn zum ersten Male wieder die Lerche schlägt und der Landmann beginnt, die von den Thauwassern erweichte Scholle umzuwenden, dann regt sich in den Dörfern und Städtchen des flachen Landes überall in deutschen Gauen ein seltsames Leben. In der Menschenbrust erwacht der Wandertrieb, der seit Jahrtausenden die Germanen nach Westen drängt, dem Laufe der Sonne zu folgen, und in langen Karawanenzügen, mit Kisten und Kasten, mit urväterlichem Hausrath bepackt ziehen sie von dannen, Greise, Männer, Knaben, stämmige Weiber und halbreife Mädchen. Die Auswanderer kommen in dichten Schwärmen herbeigeströmt, jeder einlaufende Zug bringt Hunderte in die Hafenstädte, jedes auslaufende Schiff trägt Hunderte hinweg, es fluthet und ebbt der Strom der Auswanderer Wochen-, Monate lang in gleicher Stärke. Es ist ein kulturgeschichtliches Phänomen, eine Völkerwanderung im Kleinen: die scheidenden Kinder des übervölkerten Deutschland helfen mit ihren rüstigen Händen die große Republik jenseit des Oceans immer mächtiger, immer gewaltiger auszubauen.

Schon mehrere Wochen wurde Bodo durch die Pflichten seines Berufes derartig in Anspruch genommen, daß er wenig oder gar keine Zeit behielt, an sich selbst zu denken. Wenn er den ganzen Tag auf dem Bahnhof oder am Hafen, im Auswandererhaus, auf den Agentenbureaux oder in den billigen Kosthäusern zugebracht, überall Rath ertheilt, Hilfe gespendet, die Vertrauensseligen gewarnt, die Unerfahrenen geleitet und sie sicheren Händen übergeben hatte, und dann Abends spät in seine bescheidene Wohnung zurückkehrte, so sank er todmüde auf sein Lager, von dem er sich schon nach wenigen Stunden wieder erheben mußte, um bei Tagesgrauen die Arbeit auf's Neue zu beginnen. Kaum daß er Zeit und Muße genug fand, an Jane oder Fritz zu schreiben.

Es war zwei Tage nach den zuletzt erzählten Ereignissen. Der Morgen dämmerte eben herauf, auf dem Hamburger Bahnhofe brannten noch die Gaslaternen, als Bodo bereits auf dem Perron vor der Thüre seines Bureau's stand, das ein großes, weithin sichtbares Schild als „Auskunftsbureau für Auswanderer" kennzeichnete, und der Ankunft des Frühzuges, der stets am dichtesten mit Europamüden besetzt zu sein pflegte, entgegenharrte. Von dem, was im Hause des Kommerzienrathes vorgefallen, wußte er noch nichts, da weder Jane noch Fritz bei der allgemeinen Bestürzung daran gedacht, ihm Nachricht zu senden. Leichten Herzens zündete er sich eine Cigarre an und wanderte langsam auf dem Perron entlang, ab und zu begrüßt von einem der anlangenden Agenten oder den Abgesandten der soliden Hamburger Herbergswirthe, welche gleich ihm die Ankunft des Auswandererzuges erwarteten.

Nicht lange darnach lief der Zug in die geräumige Halle ein, die Thüren der Abtheilungen dritter und vierter Klasse öffneten sich und aus dem Inneren quollen allenthalben, ihre Habseligkeiten mit sich schleppend, dichte Menschenmassen, die in wenigen Minuten den Perron vollständig anfüllten. Die Leute sahen von der weiten Reise, der unbequemen Nachtfahrt in überfüllten Wagen sehr erschöpft aus. Mütter beschwichtigten ihre schreienden Kinder, die Männer schauten sich verwundert und rathlos um, riefen einander zu, um sich gegenseitig Muth zu machen und vermehrten dadurch nur den Lärm und die Unruhe.

Bodo hatte sich an die Ausgangspforte postirt und wies Jeden, der in die Stadt wollte, zurück. Es galt zu verhüten, daß sich die Leute zerstreuten, ehe er sie an die richtigen Adressen gewiesen, denn Alle verriethen mehr oder minder die Neigung, auf's Gerathewohl in die fremde Stadt hineinzulaufen, wo sie dann gewöhnlich den Bauernfängern und Schleppern in die Hände fielen.

Es galt erst einmal etwas Ruhe und Ordnung in das Chaos zu bringen, was bei dem entsetzlichen Tumult und der Ungeduld der Auswanderer keine Kleinigkeit war. Nachdem Bodo einen Unterbeamten, der ihm zur Unterstützung beigegeben, an die Ausgangspforte gestellt, schritt er durch das Getümmel, überall die Leute anredend, beruhigend und die Familienhäupter nach seinem Bureau verweisend. Er war noch nicht weit gelangt, als ein lauter Ruf seines Untergebenen ihn zur Rückkehr aufforderte. Schnell wendete er sich um und kam gerade dazu, als ein Trupp von Männern, deren stämmige Gestalten, sonnenverbrannte Ge-

sichter und altväterische Tracht verriethen, daß es mecklenburgische Bauern waren, im Begriff stand, trotz des Protestes von Seiten des Beamten den Bahnhof zu verlassen.

„Wo wollt Ihr hin, Leute?“ fragte Bodo, ihnen in den Weg tretend.

„Geht Sie nix an,“ antwortete ein baumlanger Bursche, indem er versuchte, Bodo bei Seite zu schieben.

„Sachte, sachte,“ meinte dieser. „Ich bin der Auswandererkommissär. Ihr könnt mir schon Rede stehen. Ich habe darnach zu sehen, daß Ihr gutes Quartier bekommt für billiges Geld und nicht in schlechte Hände fallt.“

Die Bauern stießen einander an, lächelten, blinzelten sich verständnißvoll zu und dann fragte ein weißhaariger Alter, der sich mit einer schweren Kiste schleppte: „Wer seid Ihr, Herr?“

„Ich bin der Auswandererkommissär und habe für Eure Sicherheit zu sorgen.“

Der Alte nickte, während die Anderen laut auflachten.

„Das ist schön von Ihnen, lieber Herr, aber wir werden unseren Weg schon allein finden.“

„Wir sind nicht von heut und gestern,“ fügte der lange Bursche, der zuerst gesprochen, hinzu. „Wir kennen unsere Leute; hehe, Bauernfänger? Ihr wäret mir der Rechte.“

„Das kennen wir schon, nicht, Jochen?“ sagte ein untersetzter Mann, die Pfeife aus dem Munde nehmend und dem Langen zuwinkend. „Gerade so hat's ja der freundliche Herr auf der Eisenbahn vorhergesagt, wir lassen uns aber nicht beschwatzen, ne, ne, das thun wir nicht. Wir wissen ganz genau, wo wir hinwollen.“

„Dacht' ich's doch!“ rief Bodo. „Also der Bauernfänger wartet schon auf Euch. Seid Ihr denn so vernagelt, Leute, daß Ihr nicht zu unterscheiden vermögt, wen Ihr vor Euch habt. Der Mann, den Ihr in der Eisenbahn getroffen, will Euch ja nur das Geld aus der Tasche locken, weiter nichts.“

„Haha!“ lachte Jochen, „wir wissen ganz genau, wer uns das Geld aus der Tasche locken will. Wir sind nicht so dumm, als Ihr meint — jetzt packt Euch, sonst setzt es was. Hollah, vorwärts!“ Er gab Bodo einen derben Stoß, die Männer packten ihre Kisten und Säcke an und setzten sich, gefolgt von den Frauen, in Bewegung.

„Ihr geht nicht von der Stelle!“ rief Bodo, den diese Bornirtheit denn doch aufzubringen begann. „Setzt die Kisten nieder, sofort!“

„Ach was, wir haben uns hier nichts befehlen zu lassen! Gebt dem Kerl eins auf den Schädel! Bauernfänger!“ scholl es durcheinander, knochige Fäuste hoben sich gegen Bodo und der lange Jochen war eben im Begriff, zu einem tüchtigen Schlage auszuholen, als ihn Bodo an der Brust packte.

„Bursche!“ rief er laut, ihn derb schüttelnd. „Du hast Dir nichts mehr befehlen zu lassen? In welchem Regiment hast Du gedient, daß Du keine Disziplin kennst? Ich bin hier Euer Offizier und wer nicht gehorcht, mit dem werde ich anders umspringen, merkt's Euch!“

Bodo's energisches Auftreten, sowie der Anblick einiger Eisenbahnbeamten, die zu seiner Hilfe herbeieilten, schüchterte die Bauern ein und einigen derselben schien doch eine Ahnung zu dämmern, daß sie am Ende einen Mißgriff gemacht hatten.

„Wir — wir haben uns aber nichts mehr befehlen zu lassen,“ wiederholte Jochen trotzig.

„Ihr habt zu gehorchen, so lange Ihr noch nicht in Amerika seid,“ entgegnete Bodo ruhig und bestimmt. „Nachher mögt Ihr Euch nach Belieben prellen und betrügen lassen, dafür seid Ihr drüben freie Männer.“

Ein grollendes Gemurmel erhob sich, das aber vor Bodo's zornigem Blick verstummte.

„Ruhe! Ihr bleibt vorläufig hier, bis ich Euch erlaube, in die Stadt zu gehen. Ich bin Euer Vorgesetzter, so lange Ihr noch am Lande seid, das vergeßt nicht!“ Damit wandte er sich an den weißhaarigen Bauer, der in stoischer Ruhe seine Pfeife rauchend theilnahmlos diesen Vorgängen zugeschaut hatte.

„Ihr seid Alle aus einem Dorfe, nicht wahr, Vater?“

Der Bauer nahm unwillkürlich seine Mütze ab.

„Ja, ja, Herr.“

„Gut. Nun sagt einmal, was für ein Gasthaus hat Euch der Herr in der Bahn gerathen?“

„Ich weiß nicht, Herr,“ entgegnete der Alte, verlegen die Mütze in den Händen drehend. „Er wollte uns vor dem Bahnhof erwarten.“

„Dann laßt ihn nur warten. Es ist ein Schwindler, der Euch Euer Geld abnehmen will.“

Ueber des Bauern Gesicht glitt ein verschmitztes Lächeln, während er den Kopf schüttelnd erwiederte: „Wir haben kein Geld, lieber Herr!“

„So, was ist denn das hier — wie?“ fragte Bodo, dem Bauern nach dem Brusttheil des langen wattirten Rockes greifend, in dessen Unterfutter eine Anzahl Goldstücke eingenäht war. „Ist das Geld oder nicht? Seht Ihr, so gut ich es weiß, wo Ihr Eure Sparpfennige verwahrt, so gut wissen es die Betrüger und Diebe. Also nehmt Euch in Acht. Ihr seid der Aelteste hier, Vater, und ein vernünftiger Mann, Ihr sorgt mir dafür, daß die Uebrigen nicht fortlaufen. Dort oben ist mein Bureau, da schickt mir Einen aus Eurer Mitte hin, der mit mir reden kann und dann gebe ich Euch Jemand mit, der Euch nach einem guten und billigen Quartier führt. Jetzt habe ich keine Zeit, mich länger mit Euch aufzuhalten, die Anderen dort warten auch auf mich.“

Diese kleine Scene war von einem hochgewachsenen Manne, der während derselben den Bahnhof betreten hatte, mit großer Aufmerksamkeit und sichtbarem Interesse beobachtet worden. Als sich jetzt Bodo zu den übrigen Auswanderern wendete, die ihn lärmend und fragend umdrängten, folgte ihm der Fremde langsam von Gruppe zu Gruppe.

Er mochte in der Mitte der Fünfziger stehen. Die starkknochige Gestalt bekleidete ein langer, grauer Reiserock, der ihn noch größer erscheinen ließ, als er ohnehin war. Ein eisgrauer dichter Bart bedeckte ihm Wangen und Kinn, die Oberlippe dagegen war glatt rasirt, was dem Gesicht etwas Strenges gab und die energischen Linien des Mundes um so deutlicher hervortreten ließ. Das Auffallende in des Fremden Erscheinung wurde noch erhöht durch den durchdringenden Blick der stahlgrauen Augen, die von buschigen Brauen überwölbt, finster unter dem breitkrämpigen Filzhut hervorlugten.

So schritt er langsam durch die Auswanderer dahin, beobachtend, wie Bodo überall Rath ertheilte, die Unbotmäßigen zur Ruhe verwies, bald freundlich tröstend, bald befehlend auftrat und schließlich vor seinem Bureau anlangend, wo ihn bereits ein ganzer Trupp von Männern erwartete, alle Wünsche der Fragesteller anhörte, sie an die Abgesandten der Herbergswirthe und Agenten verwies, oder ihnen Führer mitgab, die sie nach dem Auswandererhaus geleiten sollten. Allgemach entleerte sich der Bahnhof, zuletzt blieb nur noch Bodo, einige Reisende, die den Eilzug nach Berlin benützen wollten, und der Fremde zurück.

„Sie haben kein leichtes Amt,“ sagte Letzterer zu Bodo. „Das Volk ist noch gerade so wie vor vierzig Jahren, dumm, leichtgläubig, eigensinnig, ein Haufen Kinder, die sich von jedem Schwindler hinter's Licht führen lassen.“

„Leider ja,“ entgegnete Bodo. „Dem Blick des Ausländers fallen unsere Schäden natürlich mehr in's Auge als uns, die wir daran gewöhnt. Der englische oder amerikanische Bauer,“ setzte er hinzu, da ein leichter englischer Accent in der Aussprache des Fremden verrieth, daß derselbe von dorther kommen mußte, „ist dem unsrigen unstreitig bedeutend voraus.“

„Das macht, er wird von Jugend auf an Selbstständigkeit gewöhnt. Stellen Sie die Leute auf ihre eigenen Füße, nachher wird's gehen, wenn im Anfang die Verwirrung auch noch so groß sein mag.“

„Sie haben heute ein Pröbchen davon erlebt,“ sagte Bodo. „Solche Scenen, wie Sie mit angesehen, sind hier tägliche Vorkommnisse. Die Leute verlieren durch die Aufregung der Reise ohnehin den Kopf und meine guten Freunde, die Bauernfänger, thun ihr Möglichstes, sie ganz toll zu machen.“

„Kann man den Bauernfängern denn das Handwerk nicht legen? Vielleicht wäre ein wenig Lynchjustiz am Platze.“

„Das hat in unserem Lande denn doch seine Schwierigkeiten. Hier auf dem Bahnhof läßt sich, seitdem ich angestellt bin, keiner von dem Gesindel mehr blicken, aber jetzt fahren die schlauen Gesellen den Auswanderern einige Stationen entgegen und bearbeiten sie schon vor der Ankunft, besonders suchen sie dieselben mißtrauisch gegen mich zu machen. Es ist mir in letzter Zeit mehr als einmal begegnet, daß mir unsere braven Bauern in der festen Meinung, ich sei ein Gauner, Prügel angedroht haben. Zwei Tage später kamen sie dann weinend und jammernd zu mir, klagten mir, daß man ihnen all' ihr Geld abgenommen und ich mußte mit ihnen bei den Senatoren und reichen Kaufleuten betteln gehen, weil sie nicht einmal ihre Passage mehr bezahlen konnten.“

(Fortsetzung folgt.)

K. F. Stumm.

(Mit Porträt auf Seite 241.)

Zu den bedeutendsten deutschen Großindustriellen gehört der geheime Kommerzienrath und Eisenhüttenbesitzer Karl Ferdinand Stumm (siehe das Porträt auf Seite 241) in Neunkirchen, welcher gleichzeitig auch durch seine langjährige politische Thätigkeit bekannt geworden ist. Derselbe ist am 30. März 1836 zu Saarbrücken geboren, studirte auf den Universitäten Bonn und Berlin und übernahm dann die Leitung der von seinem Vater gegründeten großen Eisenhüttenwerke zu Neunkirchen (Regierungsbezirk Trier), welche er unter Nutzbarmachung der neuesten technischen Fortschritte rastlos weiter entwickelt hat, so daß dieselben durch sein von großer Intelligenz, wie gleichzeitig von werkthätiger Humanität zeugendes Wirken zu hoher Blüthe gediehen sind. Gegenwärtig zählt das Stumm'sche Eisenhüttenwerk (Firma: Gebrüder Stumm), die Neunkirchener Hütte, zu der auch noch die Hütten zu Hallberg und Fischbach gehören, zu den bedeutendsten derartigen Etablissements in ganz Deutschland. Auf jenen Werken werden gegen 2000 Arbeiter beschäftigt, und es erklärt sich daher, daß K. F. Stumm sich schon früh veranlaßt sah, der praktischen Lösung der sozialen Frage durch Veranstaltungen zur Förderung des leiblichen und geistigen Wohles seiner Arbeiter näher zu treten, wodurch auch seiner politischen Thätigkeit die Hauptrichtung gegeben wurde. 1867 wählte man ihn gleichzeitig in das preußische Abgeordnetenhaus und in den Reichstag (für den 6. Trierer Wahlkreis: Ottweiler, St. Wendel, Meisenheim); ersterem gehörte er bis 1870 an, dem Reichstage, worin er sich der deutschen Reichspartei anschloß, bis 1881. Im deutsch-französischen Kriege führte Stumm als Rittmeister der Landwehr eine Ulanenschwadron. Nach beendetem Feldzuge wurde ihm der Titel eines geheimen Kommerzienrathes verliehen; 1882 wurde er zum Mitgliede des preußischen Herrenhauses ernannt.

Das Eierringeln in Bayern.

(Mit Abbildung.)

Eine sehr originelle Volksbelustigung ist das in Niederbayern und in der Ilmgegend zur Osterzeit übliche Eierringeln, welches unsere Abbildung darstellt. Dazu thut sich die weibliche Jugend eines Dorfes und der umliegenden Höfe zusammen; zunächst nimmt jede Mitspielerin aus ihrer Schürze ein Ei und legt es neben das ihrer Vorgängerin, so daß nach und nach ein weiter Kreis von Eiern, die in kleinen Zwischenräumen neben einander liegen, gebildet wird. Nun wird um die Reihenfolge beim Ringeln gelost; die als Erste dabei Bezeichnete tritt alsdann vor und läßt zwischen zwei in die Erde gesteckte Brettchen hindurch einen großen metallenen Ring in den aus Eiern gebildeten Kreis rollen. Berührt hiebei der Ring ein Ei, so gehört es der Werfenden, die dann von Neuem „ringeln“ darf, so lange ein Ei getroffen wird — fehlt sie dagegen, so kommt die Nächste an die Reihe. Sind nach und nach alle Eier berührt worden, so wird wieder ein neuer Kreis gebildet, bis die vorhandenen Eier zum Schluß sämmtlich in die Hände einiger, durch das Glück und ihre Geschicklichkeit besonders begünstigter Theilnehmerinnen übergegangen sind. Diese haben dann ihre Schürze völlig mit der Siegesbeute angefüllt, und das „Oarringle“ ist zu Ende.

Rhinoceros und Tiger.

(Mit Bild auf S. 245.)

Der Lieblingsaufenthalt des indischen Nashorns oder Rhinoceros sind die undurchdringlichen Dschungeln an den Ufern der Flüsse oder Sümpfe, in deren Innerem sich der ungeschlachte Dickhäuter durch Niederbrechen und Niedertreten des Rohrs und Gestrüpps oft lange Wege bahnt. In der Verborgenheit dieser Dickichte nun wirft das weibliche Rhinoceros alljährlich im April oder Mai ein einziges Junges, das es mit wahrhaft zärtlicher Sorgfalt hegt und fast nie aus den Augen läßt. Nur wenn die Alte sich zu dem nächsten Ufer begibt, um dort ein Schlammbad zu nehmen, bis Rücken und Schultern, Seiten und Unterleib mit einer dicken Schlammschicht bedeckt sind, überläßt sie das Kleine wohl auf ein Weilchen sich selber. Diesen Moment hat auf unserem Bilde Seite 245 ein Tiger wahrzunehmen gewußt, um das Junge zu überfallen. An ein ausgewachsenes Rhinoceros pflegt sich der Tiger wie auch der Löwe niemals heranzuwagen, weil beide recht gut wissen, daß ihre Klauen doch zu schwach sind um dessen dicke Panzerhaut zu zerreißen, und die furchtbare Stärke, wie der Muth des Rhinoceros ihnen einen Angriff als höchst bedenklich erscheinen läßt, aber das junge Thier, welches sich wohl etwas weiter als gewöhnlich von der Mutter entfernt hat, ist einem solchen Räuber offenbar als gute Beute erschienen. Kaum jedoch hat der Tiger das jämmerlich schreiende Kleine mit einem Schlage seiner Pranken zu Boden geworfen, als das alte Rhinoceros auch schon mit einer Schnelligkeit herzueilt, die man dem anscheinend so plumpen Thiere gar nicht zutrauen sollte. Zweifellos wird der Tiger alsbald einsehen, daß sein Ueberfall für dieses Mal mißglückt ist. Er wird es daher auf keinen Kampf mit dem furchtbaren Gegner ankommen lassen, sondern sich schleunigst aus dem Bereiche desselben zurückziehen, vielleicht, um eine bessere Gelegenheit zur Wiederholung seines hinterlistigen Ueberfalles abzupassen.



Das Eierringeln in Bayern.

Die schöne Seilerstochter.

Historische Erzählung

von

Valentin Fern.

1.

(Nachdruck verboten.)

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wohnte zu Paris in der Straße de la Ferronnerie der Seilermeister George Duval, ein wohlhabender und angesehener Mann, mit seiner Familie, aus Frau, Sohn und Tochter bestehend. Letztere hieß Marianne und war nach den Berichten der Zeitgenossen eine Schönheit ersten Ranges.

Diese außergewöhnliche Schönheit sollte ihr jedoch verhängnißvoll werden, denn sie zog die Blicke eines mächtigen und gewaltthätigen Höflings auf sich, der vor keinem Verbrechen zurückscheute, wenn es eine Laune zu befriedigen galt. Es war der Herzog Armand v. Fronsac, der unwürdige Sprosse eines erlauchten Hauses. Von seinem Vater, dem berühmten und berüchtigten Herzog v. Richelieu, hatte er wohl alle möglichen Laster, aber keineswegs dessen Vorzüge geerbt, abgesehen vielleicht von einem bestechenden und gewinnenden Aeußeren.

Unter dem falschen Namen Stephan Leonard aus Abbeville, verkleidet als „Licentiat beider Rechte“, quartierte er sich im Hause des Seilers ein, nachdem er durch seinen schurkischen Haushofmeister und Rathgeber Urbain hatte auskundschaften lassen, daß Duval möblirte Zimmer zu vermiethen habe.

Es war seine Absicht, eine ruchlose Komödie zu spielen, Marianne's Herz zu gewinnen und durch eine Scheinheirath die Arglose zu täuschen.

Die biederen Bürgersleute empfingen den jungen, hübschen, ernsthaft aussehenden und ehrbar schwarzgekleideten „Licentiaten“ ohne das geringste Mißtrauen. Angeblich wollte er in Paris noch ein Vierteljahr studiren und sich dann den Doktortitel erwerben.

Mit dem Sohne des Seilers, einem intelli-



Rhinoceros, sein Junges aus den Klauen eines Tigers befreiend. (S. 244)

genten jungen Manne Namens Hilaire, schloß der neue Hausgenosse rasch die innigste Freundschaft. Der tägliche Umgang mit der Familie brachte ihn auch bald mit Fräulein Marianne in vertraulicheren Verkehr, und nun entfaltete er gewandt alle Talente der gewinnenden Liebenswürdigkeit.

Die junge Dame war — obgleich in aller Unschuld — dafür nicht unempfänglich. Sie bemühte sich, ebenfalls recht liebenswürdig zu sein, und es gelang ihr das mit vollendetster Anmuth.

Der verkappte Herzog täuschte sich aber gründlich über die Gefühle des Mädchens.

„Das geht gut," dachte er entzückt im Stillen. „Jetzt ist es Zeit, einen entscheidenden Schritt zu unternehmen."

Und er brachte eines Tages, als er sie allein traf, seine Erklärung und Bewerbung vor.

Marianne hielt seine Reden zuerst für Scherz und lachte darüber; aber der Freier bestand sehr ernsthaft darauf, daß er sie zu seiner Frau zu erwählen wünsche.

Da sagte die junge Dame mit gebührendem Ernste: „Herr Leonard, das ist freilich mehr, als nöthig wäre, um einem Bürgermädchen aus dem Viertel St. Innocenz den Kopf zu verdrehen, zumal wenn sie außerdem noch einen so trefflichen jungen Mann zum Gatten erhält, wie Sie sind. Ich bedaure aber unendlich, Ihr gütiges Anerbieten nicht annehmen zu können, da ich schon liebe und geliebt werde."

Der falsche Licentiat war nicht wenig erstaunt, als er dies hörte.

„Was?" rief er, „Sie haben einen Geliebten, den Sie mir vorziehen? Ich habe ihn ja noch nie gesehen?"

„Er ist abwesend, in Montmorency, und dient im Regimente Lamothe-Houdancourt als Sergeant."

„Ein Sergeant!"

„Nun ja. Nach sechs Monaten erhält er seine Entlassung aus dem Militärdienste, dann werden wir uns heirathen."

„O! Wie heißt der Glückliche?"

„Anatole Morin. Sie werden ihn bald persönlich kennen lernen, Herr Licentiat, denn in acht Tagen hat er Urlaub und wird uns in Paris besuchen."

Der Herzog murmelte einig unverständliche Worte, dann verbeugte er sich höflich und verließ das Zimmer.

„Welch' eine verfinsterte Miene hatte er!" murmelte Marianne nachdenklich, als er fort war. „Welch' ein unheimlicher Blick schoß aus seinen schönen Augen, als ich den Namen meines Bräutigams nannte! Ich habe fast Angst vor diesem zukünftigen Doktor der Rechtsgelahrtheit, jedenfalls will ich meiner Mutter Alles anvertrauen."

Das that sie denn auch. Die Mutter sagte es dem Vater und dieser besprach dann die Angelegenheit mit dem Sohne.

Am Nachmittage lud der junge Seiler den Miethsmann zu einem Spaziergange ein und führte ihn nach dem Garten des Arsenals. In einer einsamen Allee blieb er stehen und sagte eindringlich: „Wissen Sie, Leonard, daß die obwaltenden Verhältnisse mich schmerzlich betrüben! Sie lieben meine Schwester, doch Marianne kann Sie nicht wieder lieben, weil sie schon mit einem braven Jüngling verlobt ist, der uns Allen sehr theuer ist, obgleich er Ihnen ja gewiß in mancher Hinsicht weit nachsteht; allein wo das Herz gesprochen und entschieden hat, da muß das Interesse schweigen. Entschließen Sie sich daher, eine Andere zu wählen, und verzichten Sie auf die Eine, welche Sie leider nicht haben will!"

Diese verständigen Rathschläge brachten jedoch nicht die gewünschte Wirkung hervor. Der falsche Licentiat beharrte bei seiner Leidenschaft und suchte den Bruder in sein Interesse zu ziehen, indem er ihm reiche Belohnung in Aussicht stellte. Allein dies war völlig umsonst. Ruhig blieb Hilaire bei seiner Ansicht und forderte schließlich den Miethsmann auf, sich möglichst rasch eine andere Wohnung zu wählen.

„Das fällt mir nicht ein," sagte Fronsac schroff. „Die Wohnung ist für drei Monate gemiethet und bezahlt."

„Aber . . ."

„Sprechen wir nicht mehr davon!"

Er kehrte Hilaire zornig den Rücken und ging davon.

„Ich muß mir diesen Schwätzer vom Halse schaffen," murmelte er. „Und auch den Sergeanten Morin. Soll ein Edelmann meines Ranges sich mit einem Seilergesellen und einem Sergeanten herumstreiten? Das ist nicht schicklich."

Er besuchte seinen Freund, den Polizeiminister Grafen v. St. Florentin und erwirkte von ihm mühelos eine Lettre de cachet (geheimer Haftbefehl) für den Seiler Hilaire Duval. Die Polizei, bei welcher sich die fürchterlichsten Mißbräuche eingeschlichen hatten, war ja so gerne den hohen Herren des Hofes gefällig! Es handelte sich ja nur um einen unbedeutenden Seilergesellen. Da fragte man gar nicht erst, ob der arme Mensch etwas verbrochen habe oder nicht. Der Wunsch des Herzogs genügte, um ihn „beim Kopfe zu nehmen", wie damals der polizeiliche Kunstausdruck lautete.

Als Hilaire am Tage darauf über den Platz St. Eustache schritt, legte ein Polizeikommissär ihm die Hand auf die Schulter.

„Hollah, Hilaire Duval!"

„Was gibt es?"

„Im Namen des Königs, Ihr seid mein Gefangener!"

„Weshalb?" fragte der Jüngling erschrocken. „Ich habe nichts Böses gethan!"

„Ich weiß es nicht, was Ihr gethan habt. Aber es ist dieser Haftbefehl für Euch ausgefertigt. Also sperrt Euch nicht lange und folgt mir!"

Und er führte den jungen Mann nach dem Fort Brescou, wo derselbe eingesperrt wurde.

Fronsac besuchte dann auch seinen Freund, den Kriegsminister, und bewirkte von ihm ohne alle Umstände einen Befehl für den Corpskommandanten in Montmorency, wodurch diesem untersagt wurde, dem Sergeanten Morin Urlaub zu ertheilen.

Die Verhaftung Hilaire's erregte natürlich im Hause des Seilers die größte Sorge und Angst. Niemand konnte begreifen, wie die Sache zusammenhing. Die Vorstellungen des Hausvaters bei der Polizei waren nutzlos.

All' dieser Jammer, welchen er angerichtet, rührte den ruchlosen Herzog gar nicht.

Er setzte seine Bewerbungen bei Marianne fort, welche ihn jedoch energisch zurückwies und überhaupt nicht mehr zum Scherzen aufgelegt war, zumal jetzt zu der Sorge um den verhafteten Bruder auch die Sorge um den Bräutigam kam, der bei seinen Vorgesetzten in unbegreifliche Ungnade gefallen zu sein schien, da er durchaus keinen Urlaub mehr erlangen konnte, wie er brieflich mitgetheilt hatte.

Als der falsche Licentiat einsah, daß alle seine bisherigen Manöver keinen Erfolg hatten, wechselte er plötzlich seine Taktik und warf die heuchlerische Maske ab. Er sagte zu der erschrockenen Marianne, daß er keineswegs der einfache Licentiat Leonard, sondern daß er vielmehr der Herzog Armand v. Fronsac sei, der die Gnade haben wolle, sie zu seiner Gemahlin zu erheben.

Damit erreichte er weiter nichts, als daß die junge Dame ängstlich davonlief, um dem Vater die merkwürdige Enthüllung mitzutheilen.

Der alte Duval erschien sogleich und forderte ehrerbietig den Herzog auf, in das Prunkzimmer der Familie zu treten.

„Gnädigster Herr," sagte er, „ich danke für die meiner Tochter zugedachte hohe Ehre. Marianne kann und will aber nicht Ihre Gemahlin werden, weil Ihr Herz bereits gewählt hat. Sie dürfen jetzt nicht länger in meinem Hause wohnen, gnädigster Herr, Sie werden dies Haus noch heute verlassen."

„Die Miethszeit ist noch nicht verflossen, wandte der Herzog ein.

„Hier ist der dafür entfallende Geldbetrag!

„Ich will das nicht!"

„Gnädigster Herr," sagte der Seiler zornbebend, „zwingen Sie mich nicht, mein Hausrecht zu gebrauchen und den Respekt zu vergessen, den ein einfacher Pariser Bürger einem so vornehmen Herrn ja gewiß schuldig ist. Euer Gnaden haben wohl die Einkerkerung meines unschuldigen Sohnes bewirkt, wie ich nun vermuthen muß, und vielleicht auch darauf Einfluß geübt, daß der Bräutigam meiner Tochter keinen Urlaub erlangen kann."

„Ja," rief der Herzog wüthend, „das habe ich veranstaltet! Und ich werde noch viel Schlimmeres gegen Euch unternehmen, wenn nicht . . ."

„Halten Sie ein, gnädigster Herr!" schrie der Seiler. „Die Rechtschaffenen scheuen nicht den Zorn der Bösen. Sie haben sich bei uns eingeschlichen mit einem schlimmen Herzen. Ueber Ihre schändlichen Gewaltstreiche werde ich mich bei dem Präsidenten des Pariser Parlaments beklagen, und beim Könige selbst, wenn es sein muß."

„Das wird Euch wenig helfen!" hohnlachte Fronsac.

„Das werden wir sehen. Verlassen Sie jetzt augenblicklich mein Haus!"

So dazu gezwungen verließ der Herzog das Haus, zähneknirschend vor Wuth und Verwünschungen murmelnd: „An diesem infamen Bürgerneste will ich eine Rache nehmen, daß ganz Paris davon widerhallen soll!"

Duval hörte diese abscheulichen Drohungen, die ihn wohl mit Besorgnissen erfüllen mußten. Er ging sogleich zum General Grafen v. Lamothe-Houdancourt hin, der sich gerade damals in der Hauptstadt befand, und erzählte ihm Alles, was vorgefallen war, von ihm Rath und Hilfe erbittend.

Der alte, wackere Edelmann, welchen der Seiler kannte, war wohl ein tüchtiger Soldat auf dem Schlachtfelde, aber bei Hofe hatte er freilich keine sonderliche Bedeutung. Bei der Zumuthung, gegen den Herzog v. Fronsac und dessen Vater, den Marschall v. Richelieu aufzutreten, schüttelte er bedenklich den Kopf. Zwar versprach er dem sorgenvollen Duval Schutz und Beistand, doch geschah dies mehr aus Wohlwollen, als in der Hoffnung, ihm nützlich sein zu können.

Er begab sich zum Herzog v. Richelieu und bat ihn um Vermittelung in dieser Angelegenheit.

„Bester Graf," sagte der Marschall, „es ist mein Prinzip, mich niemals um die Tollheiten meines Sohnes zu bekümmern, damit er nicht Repressalien übe und sich um meine Privataffairen zu bekümmern anfange. Die Einkerkerung des jungen Duval ist jedoch zu tadeln; ich will bei dem Grafen St. Florentin die Befreiung des Gefangenen veranlassen."

Lamothe-Houdancourt war mit dieser Versicherung zufrieden, theilte sie dem Seiler mit und rieth ihm, das Weitere ruhig abzuwarten. Wirklich konnte Duval nichts Besseres thun, zumal der Graf bei dem Kriegsminister auch die Aufhebung des Verbotes in Bezug auf den Urlaub des Sergeanten Morin freundlichst bewirkte.

Fronsac hatte sich nach Versailles begeben und berieth mit Urbain, was zu thun sei, denn er war nicht gewillt, seinen Plan aufzugeben.

Der nichtswürdige Haushofmeister rieth nun zu Gewaltmaßregeln.

Der Herzog machte darauf mehrere Versuche, Marianne zu entführen, doch scheiterten dieselben an der Wachsamkeit Duval's, der seine Tochter nicht aus dem Hause ließ. Der aus dem Gefängniß entlassene Hilaire und der auf Urlaub jetzt in Paris anwesende Sergeant waren nicht weniger wachsam als der alte Seiler.

Da entschloß sich der Herzog v. Fronsac zu einem gräßlichen Gewaltmittel. Begleitet von Urbain und sechs Lakaien schlich er Nachts in die Straße de la Ferronnerie und ließ das Haus des Seilers in Brand stecken. Die großen Vorräthe von Hanf, Werg, Theer und anderen Materialien gaben den Flammen reichliche Nahrung. Es wurde eine gewaltige Feuersbrunst.

Im fürchterlichen Getümmel und Wirrwarr gelang es den Elenden, Marianne zu entführen und nach einer bereit gehaltenen Kutsche zu schleppen. Dieselbe rollte sogleich mit der schönen Beute nach der Vorstadt du Roule, wo der Herzog ein Haus hatte.

Doch war dies nicht unbemerkt geblieben. Sobald Morin und Hilaire davon Kenntniß erhielten, eilten sie, mit Waffen versehen, der Kutsche nach.

In der Vorstadt du Roule erzwangen sie sich den Eingang in das Haus des Herzogs. Sie trafen ihn mit der halb ohnmächtigen Marianne in einem Saale.

„Gib meine Braut heraus, frecher Aristokrat!" schrie Morin wüthend.

„Hierher, Marianne!" rief Hilaire.

Das junge Mädchen wollte den Befreiern entgegeneilen; allein der Herzog hielt sie zurück.

„Lasse sie los!"

„Nein!" schrie der Herzog. „Banditen seid Ihr! In meinem eigenen Hause wagt Ihr, mich zu bedrohen?"

Auf seinen Ruf stürzten die sechs mit Pistolen bewaffneten Lakaien in den Saal.

„Gebt Feuer auf die Schurken!"

Die Lakaien zauderten.

„Gebt Feuer!"

„Brandstifter und Mörder!" schrie Hilaire.

„Feuer!"

Marianne riß sich los und stürzte zwischen die Streitenden.

Sechs Schüsse krachten, Hilaire sank todt, Morin schwer verwundet zu Boden. Aber auch Marianne hatte eine Kugel in ihr junges Herz erhalten und war eine Leiche.

Jetzt kam auch Urbain herein.

„Das ist eine häßliche Affaire!" meinte er bestürzt.

„Pah!" sagte der Herzog, „ich befand mich im Zustande der Nothwehr gegen diese Wüthenden; was kann man mir anhaben? Am meisten ärgert es mich, daß dies schöne Mädchen todt ist!"

Er begab sich mit seinen Dienern schleunigst nach Versailles, um einem etwaigen Ausbruche der Volkswuth rechtzeitig zu entrinnen.

Die Feuersbrunst, deren frevelhafte Veranlassung und schreckliche Folgen erregten allgemeines Aufsehen nicht nur in Paris, sondern in ganz Frankreich. Die Behörden beschwerten sich beim Könige. Richelieu, der Gefahr witterte, intriguirte und suchte unter der Hand ein Abkommen mit dem Seiler zu treffen, worauf sich jedoch dieser nicht einlassen wollte. Gerichtlich erzwang Duval einen Schadenersatz von 120,000 Livres. Aber sein Sohn Hilaire war todt, seine Tochter Marianne war todt und seine Frau starb bald nachher vor Gram.

Eine Bestrafung des Schuldigen konnte er nicht durchsetzen, denn von oben herab beeinflußt, erklärten die Polizei und das Gericht, der Herzog habe sich im Zustande der Nothwehr befunden. Was konnte damals, unter der schmählichen Mißregierung Ludwig's XV., wohl ein einfacher Bürgersmann gegen einen so hochgestellten Höfling ausrichten? Da beschloß der Seiler, selbst furchtbare Rache zu nehmen an dem Elenden, und zwar mit Hilfe Morin's, der von seinen Wunden geheilt wurde.

2.

Fast ein Jahr war seit den geschilderten Ereignissen verflossen. Der Herzog v. Fronsac hielt sich auf seinem Gute in Berry, in der Nähe von Bourges, auf. Dort huldigte er in seinem großen schönen Parke den Freuden der Jagd.

Es war im September, und das Laub der Bäume begann sich bereits herbstlich zu färben. Die Nacht brach an; da schlichen zwei Männer vorsichtig durch den Wald, der das Gut des Herzogs von den benachbarten Besitzungen schied.

Der Eine war schon alt, aber noch kräftig, mit weißem Bart und Haupthaar, der Andere jung und seiner Haltung nach ein früherer Militär.

Sie schritten quer durch den Wald, bis sie an einen schmalen Fußsteg gelangten. Dort legten sie sich hinter einem dichten Gebüsch in den Hinterhalt. Es war hell genug, um ziemlich weit zu sehen, denn der Vollmond stieg nun glanzhell und prächtig am Nachthimmel auf und beleuchtete magisch das Laub der Bäume.

„Hier ist also der passende Platz?" fragte der Jüngere.

„Ja; mit vieler List habe ich das ausgekundschaftet."

„So wird denn endlich unsere Mühe belohnt. Länger als ein halbes Jahr haben wir nach einer solchen günstigen Gelegenheit gesucht."

„Ja, Morin, die Stunde der Rache ist gekommen!"

„Du hast doch hoffentlich den Strick nicht vergessen?"

„Wie sollte ich wohl? Den trage ich immer bei mir. Hier ist er!"

„Dann ist's gut, Vater Duval. Weißt Du auch ganz gewiß, daß er vor Mitternacht diesen Pfad passiren wird?"

„Daran ist kein Zweifel."

„Aber zu welchem Zweck?"

„Nun, er geht natürlich einem seiner gewöhnlichen ruchlosen Abenteuer nach."

„Doch wird er allein sein?"

„Nach dem, was ich in Erfahrung gebracht, schleicht er ganz allein durch den Wald nach der kleinen Villa am Rande desselben. Ich werde, wie verabredet, als alter Bettler ihm entgegenhinken und ihn in ein Gespräch verwickeln, dann packst Du ihn und wirfst ihn nieder."

„Sei dessen versichert, Vater, ich werde den Mörder Mariannens und Hilaire's so packen, wie man einen tollen Hund greift und unschädlich macht."

„Und wenn das Rachewerk vollbracht ist, dann müssen wir schleunigst flüchten. Für schweres Geld habe ich falsche Pässe beschafft. Unser Vermögen ist bereits im Auslande in Sicherheit. Es bleibt uns nur noch dies Eine in Frankreich zu thun."

„Ich verlasse ungern mein theures Vaterland. Aber welcher rechtschaffene Mann vermag in einem so von der Fäulniß angegriffenen Staate zu leben, wo den Vornehmen jede Willkür, jedes der Menschheit zur Schande gereichende Verbrechen erlaubt ist und der einfache Bürger kein Recht mehr erlangen kann."

„Deshalb muß er es selbst in die Hand nehmen, sich zum Hüter des Gesetzes machen und selbst die Arbeit des Henkers nicht scheuen, welche wir ja nun verrichten wollen. Vielleicht wird einst eine neue Zeit diese fluchwürdigen Zustände zum Besseren wenden. Du, lieber Anatole, wirst sie hoffentlich erleben, und kannst dann frohgemuth nach Frankreich zurückkehren. Ich aber bin ein alter Mann und werde wohl in der Fremde mein Grab finden. Nun, es möge so sein!" —

Eine schlanke Gestalt, in einen Mantel gehüllt, schritt leichten Fußes den Pfad entlang. Duval richtete sich auf und hinkte schwerfällig dem Kommenden entgegen.

„Bitte Euer Gnaden um eine milde Gabe!" jammerte er. „Ein alter Mann, Euer Gnaden, der ganz allein in der Welt steht . . ."

„Scheert Euch fort!" rief der Herzog barsch. „Wie könnt Ihr so bei Nachtzeit die Leute anbetteln?"

„Mein Haus ist verbrannt, mein Sohn ist erschossen, meine Tochter ist ermordet von einem vornehmen Herrn. Meine Frau ist vor Gram gestorben. Nur ich bin noch da!"

„Ha!" rief der Mann im Mantel zurückschreckend. „Kennt Ihr mich?"

„Sehr gut! Ihr seid der sehr hohe und sehr mächtige Herzog v. Fronsac, der Sohn des großen Marschalls. Und ich bin Duval der Seiler, dessen Kinder Ihr ermordet, dessen Haus Ihr verbrannt habt."

„Was wollt Ihr von mir?"

„Dein Leben, Du Schurke!"

In diesem Augenblicke schlang der ehemalige Sergeant seine kraftvollen Arme um den Elenden und warf ihn zu Boden, ihn dann fesselnd mit einem kurzen Strick.

„Gnade, Gnade!" wimmerte der Herzog, sich in Todesangst windend. „Ja, ich will es gestehen, ich bin ein großer Sünder!"

„Eine wahre Wohlthat für die Menschheit ist es, den Erdball von einem solchen Scheusal zu befreien," sprach der Seiler mit grimmigem Lächeln. „Schau, Du Elender, diesen Strick habe ich eigens für Dich gedreht von einem Häuflein Hanf, das bei der Feuersbrunst übrig blieb. Nicht wahr, das ist eine hübsche Schlinge? So, nun stecke gefälligst einmal Deinen Kopf da hinein, dann wollen wir Dich geschwind in die Hölle expediren."

Der Herzog sträubte sich und ächzte: „Gnade! Gnade! Erbarmen!"

„Nein, kein Erbarmen!" schrie Duval. „Anatole, wirf das Ende des Seils über den krummen Ast da!"

„Gnade!"

„Nun ziehe ihn hinauf, Anatole! Ich helfe!"

Und die beiden Rächer zogen geschickt das dünne Tau über den vorragenden krummen Ast eines alten Eichbaumes.

Der Herzog schwebte langsam an diesem improvisirten Galgen empor. Noch einige Minuten und er hatte seine schurkische Seele ausgehaucht.

„Unser Rachewerk ist vollbracht!" sagte der Seiler. „Jetzt kann ich ruhig sterben. Folge mir, Morin! Ich weiß den nächsten Weg aus dem Forst!"

Die Rächer entfernten sich von der Stätte und verschwanden unter den Bäumen des Waldes.

Am Eichbaum, im magischen Vollmondschein schwankte im Nachtwinde hin und her der Leichnam des Gerichteten . . .

— — — — — — — — — — — —

Erst zwei Tage nachher wurde die Leiche des Herzogs aufgefunden und dann natürlich mit fürstlichem Gepränge im Familien-Erbbegräbniß beigesetzt. Man forschte eifrigst nach den Thätern, aber diese blieben unentdeckt. Der Seilermeister Duval und der ehemalige Sergeant Morin blieben für immer verschollen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Tagebuche einer Lady des 15. Jahrhunderts. — Nachstehendes Fragment aus dem Tagebuche der Lady Elisabeth Woodville gestattet einen interessanten Einblick in das damalige häusliche Leben der Töchter aus den edelsten Häusern, denn mit gewiß geringen Abweichungen beschäftigten sich die jungen Damen des vornehmen landsässigen Adels alle auf dieselbe Weise. Elisabeth gehörte einer der angesehensten Familien Englands an, ihre Mutter war in erster Ehe die Gemahlin des Herzogs von Bedford. Sie selbst war mit dem Manne ihrer

zärtlichsten Jugendliebe, John Gray, verheirathet, verlor ihn aber nach kurzer Ehe in der Schlacht bei St. Albans und zog sich nach diesem für sie tiefschmerzlichen Verlust auf ihre Güter in Northamptonshire zurück. Dort sah sie König Eduard IV. (regierte 1461 bis 1483), verliebte sich sterblich in die junge schöne Wittwe und machte sie zu seiner Gemahlin. Die nachfolgenden Aufzeichnungen datiren aus Lady Elisabeth's Mädchenzeit. **Montag früh.** Ich stand um 4 Uhr auf und half Katharinen die Kühe melken. Rachel, die andere Hausmagd, hat sich vergangene Nacht die Hand erschrecklich verbrannt, und ich habe ihr ein Pflaster geschmiert. Dem Robin habe ich einen Penny gegeben, um dafür etwas aus der Apotheke zu holen. — **Sechs Uhr.** Ich fand, daß das Stück Rindfleisch zu sehr ausgekocht war, und das Bier schaal. Note. Dem Koch muß ich doch auch einen Verweis geben wegen seiner Nachlässigkeit, und was das Bier betrifft, so werde ich eine neue Tonne anstecken lassen. — **Sieben Uhr.** Ich begleitete meine Mutter in den Hof. Wir gaben das Essen für 25 Personen heraus. Roger hat einen tüchtigen Verweis dafür bekommen, daß er verdrießlich war, als er die Ueberbleibsel vom Fleisch herbeitragen mußte. — **Acht Uhr.** Ich ging mit Dorothea, meiner Magd, nach dem Gehöft hinter dem Schlosse, lief hinter Thumb, unserem jungen Klepper, her, erhaschte ihn und setzte mich darauf. Ich bin wohl 5 bis 6 Meilen ohne Sattel und Zaum umhergeritten. — **Zehn Uhr.** Es wurde zu Mittag gedeckt. John Gray ist ein hübscher junger Mensch, aber was hilft das? Eine tugendhafte Tochter darf nur thun, was ihre Eltern für gut finden. John hat wenig gegessen. Auch sagte er, das schönste Mädchen würde ihm nicht gefallen, wenn es nicht sanft und bescheiden wäre. Jenun, ich denke, mein Charakter ist so unleidlich nicht. Es hat doch noch keiner daran auszusetzen gefunden, als der Roger vielleicht, aber von allen unseren Leuten ist der auch gerade der nachlässigste im Dienst. John Gray liebt weiße Zähne. Die meinigen sind ziemlich schön und mein Haar ist schwarz wie Ebenholz. Ich sage nur so, denn irre ich nicht, so denkt John in diesem Stücke ebenso wie ich. — **Elf Uhr.** Man stand von der Tafel auf. Die Gesellschaft beschloß in's Feld zu spazieren. John half mir über jede Hecke und zweimal drückte er mir heftig die Hand. Ich kann eben nicht sagen, daß ich etwas gegen ihn hätte; in Leibesübungen ist er wohl ebenso geschickt, als irgend einer von den Edelleuten unserer Gegend; sein Respekt gegen seinen Vater und seine Mutter ist wirklich bewundernswerth, und niemals versäumt er Sonntags die Messe. — **Drei Uhr Nachmittags.** Das Haus des armen Pächters Robinson ist durch Zufall in Brand gerathen. John Gray hat sogleich eine Unterstützung der Unglücklichen eröffnet; er selbst hat nicht weniger als 4 Pfd. Sterl. zu diesem guten Werk aufgewendet. Note. Noch niemals habe ich seinen Blick sanfter gesehen, als bei dieser Gelegenheit. — Um **vier Uhr** bin ich zum Gebet gewesen; um **sechs Uhr** ließ ich den Schweinen und dem Federvieh Futter geben. — Um **sieben Uhr** setzte man sich zum Abendessen; wegen des Unglücks des armen Robinson wurde es diesmal später. Note. Die Gänsepastete war zu stark gekocht und das Stück Schweinebraten fast wie Kohle. — **Neun Uhr.** Die Gesellschaft liegt im tiefsten Schlaf. In diesen letzten Stunden hatte ich ein wenig Langeweile. Ich fing mein Gebet wieder an, denn vorher hatte mich der Gedanke an John Gray zerstreut. Ich bin eingeschlafen und habe von John Gray geträumt. [E. R—r.]

Humoristisches.



Zweideutiges Urtheil.

Schauspieler: Habe ich nicht die richtigste Auffassung von dem Charakter des Franz Moor, Herr Doktor — Ich stelle ihn dar, wie er gegeben werden muß!

Kritiker: Allerdings, ganz niederträchtig.



Unbedachtes Selbstlob.

Wirth: Nicht wahr, das ist ein Weinchen?

Gast: Nicht schlecht, besonders die Farbe gefällt mir sehr gut.

Wirth: Ja, ich hab' mich auch geplagt genug, bis ich's zusammengebracht hab'.

Fürstliche Sammelleidenschaft. — August II., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, hatte eine ganz übertriebene Vorliebe für chinesisches Porzellan, von dem er nahezu für eine Million Thaler zusammenkaufte und im sogenannten japanischen Palais aufhäufte. Zu den kostbarsten und denkwürdigsten Stücken dieser Sammlung gehören zweiundzwanzig Vasen von ungeheurer Größe, für welche August dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen ein Regiment Soldaten, darunter viele „lange Kerls", überließ, welches deshalb nur das Porzellanregiment hieß. Uebrigens wurde er durch seinen Tod verhindert, seiner Leidenschaft in dem Umfange zu fröhnen, wie er eigentlich gewollt hatte. Das japanische Palais sollte nämlich als Wandbekleidung durchweg mit weißen Porzellanplatten belegt werden, und selbst im Garten sollten zwischen Orangen auf Sockeln abwechselnd weiße und blaue Porzellanvasen stehen. Unter den Porzellanfiguren befanden sich viele, die mit Gold, Silber und Edelsteinen verziert waren. Man nannte damals diesen unvollendeten Porzellanpalast das „sächsische Eskurial". [F. Z.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 30:

Was Menschen Böses thun, das überlebt sie, das Gute wird mit ihnen oft verscharrt.

Charade.

Zwei Elemente, gar innig gesellt,
Die findest Du hier aneinander gestellt;
Das Erste, Du weißt es, schafft um sich her Licht,
Das Andere aber fällt schwer in's Gewicht.
Das Ganze zeigt sich, umspült von Wogen,
Bist weit süd-westwärts Du gezogen. [Paul Möbius.]

Auflösung folgt in Nr. 32.

Quadrat-Räthsel.

Die folgenden Buchstaben sind so zu verstellen, daß die so entstehenden Wörter der wagrechten Reihen den Wörtern der entsprechenden senkrechten Reihen gleich sind:

a a a e
e e e e
l l m m
m r s s

Die Worte bezeichnen: 1) ein Säugethier; 2) ein Naturprodukt; 3) ein weiblicher Vorname; 4) eine Figur aus einer Shakespeare'schen Tragödie. Adolf Nagel.

Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung des Räthsels in Nr. 30:

Geld.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönlein in Stuttgart.